

Was ist der Mensch...?

*Gedanken zum Verhältnis von Mensch und Mitgeschöpf in Haydn's Schöpfung
im Zeitalter des Anthropozäns
von Wolfgang Schürger*

Andreaskirche München, 17. Oktober 2016

Der „König der Natur“ – Haydn's aufklärerisches Menschenbild

„Mit Würd' und Hoheit angetan,
Mit Schönheit, Stärk' und Mut begabt,
Gen Himmel aufgerichtet steht der Mensch,
Ein Mann und König der Natur.“

So kommentiert Uriel in Haydn's Schöpfung die Erschaffung des Menschen (Arie Nr. 24). Der Mann – und ausdrücklich nur dieser – gilt für Haydn als der König der Natur. Die Verhältnisbestimmung zwischen Mann und Frau habe ich mir und uns erspart zu zitieren, das dürfen Sie sich dann demnächst im Konzert anhören. Schönheit, Stärke und Mut machen diesen König der Natur aus, sie geben ihm seine Würde und Hoheit. Vernunft und Weisheit ergänzen diese Eigenschaften, wie in den darauf folgenden Versen deutlich wird:

„Die breit gewölbt' erhabne Stirn
Verkünd't der Weisheit tiefen Sinn,
Und aus dem hellen Blicke strahlt
Der Geist, des Schöpfers Hauch und Ebenbild.“

Es ist unverkennbar – und wird in der Literatur auch immer wieder betont, dass Haydn hier Ideale der Aufklärung in das Menschenbild der biblischen Texte hineinschreibt. Gen Himmel aufgerichtet steht dieser aufgeklärte Mann – und in der Wirkungsgeschichte der Aufklärung wird dieses Aufgerichtetsein gen Himmel immer wieder zu einem Protest gegen alles, was in der Tradition mit dem Himmel verbunden ist: Gott, Religion und scheinbar immergültige (religiöse) Gesetze.

Bei Haydn selbst freilich weiß der aufgeklärte Mensch um seine Verbindung zu Gott: der Geist, der seinen Verstand und seine Weisheit ausmacht, ist „des Schöpfers Hauch und Ebenbild“. Zum Ende des Oratoriums ist es wiederum Uriel, der Adam und Eva – ja, dieses Mal Mann und Frau! – dazu mahnt, dass sie diesen Bezug zu Gott als ihrem Schöpfer nicht vergessen sollen:

„O glücklich Paar, und glücklich immerfort,
Wenn falscher Wahn euch nicht verführt,
Noch mehr zu wünschen als ihr habt,
Und mehr zu wissen als ihr sollt!“ (Nr. 33)

Gott ist in diesen Versen zwar nicht direkt erwähnt, aber die Hinweise auf Wahn und Verführung und auf die Grenze des Wissens, die den Menschen gesetzt ist, ist doch eine deutliche Anspielung auf die Grenzen, die Gott den Menschen im Paradiesgarten gesetzt hatte.

Individuum und Kollektiv in Zeiten des Absolutismus

Der Mensch als „König der Natur“, als „Krone der Schöpfung“ – das ist eine Vorstellung, die gerade in den ersten Jahrzehnten der Aufklärung offenbar deutlichen Niederschlag in Theologie und Frömmigkeit gefunden hat – und unser christliches Menschenbild nachhaltig prägt. Wir müssen uns den zeitgeschichtlichen Kontext bewusst machen, um zu verstehen, welche Bedeutung diese Vorstellung für die Menschen der damaligen Zeit gehabt haben muss. Rousseau, Lessing und die anderen Denker der Aufklärung entwerfen ihre Visionen vom vernunftbegabten, verantwortlichen Individuum in einer Zeit, in der der Absolutismus die vorherrschende Staats- und Gesellschaftsform darstellt: Dem Gesamt des Staates oder auch der Religion hat sich der oder die Einzelne unterzuordnen. Anders Denkende oder anders Glaubende haben in den absolutistischen Systemen stets nur zwei Möglichkeiten: sich dem herrschenden System anzupassen oder auszuwandern. Die Humanisten des 15. und 16. Jahrhunderts hatten bereits die Bedeutung des Individuums betont, und die reformatorische Bewegung wäre nicht möglich gewesen ohne Martin Luthers Erkenntnis, dass der und die Einzelne von Gott gerecht gesprochen ist und nicht darauf angewiesen ist, am Heilswerk der Kirche zu partizipieren. Doch die Religionskriege des 16. und 17. Jahrhunderts führten in den meisten Ländern Europas dazu, dass sich absolutistische Staatsformen etablierten, in denen der jeweilige Regent die Religion seiner Untertanen bestimmte. Den Menschen als „Krone der Schöpfung“ zu loben, das ist also auch ein Protest gegen das Gottesgnadentum des absolutistischen Herrschers.

Der Mensch als entscheidender Faktor der Evolution im Zeitalter des Anthropozän

Ich habe vorhin schon erwähnt, dass diese Vorstellung vom Menschen als Krone der Schöpfung uns bis heute prägt. In unserem Gesangbuch hat sie in etlichen Liedern ihren Niederschlag gefunden. Christian Fürchtegott Gellert zum Beispiel dichtet schon im Jahr 1757, also rund 40 Jahre vor Haydn's Schöpfung, in einem wunderschönen Schöpfungslied: „Der Mensch, ein Leib, den deine Hand, so wunderbar bereitet; der Mensch, der Schöpfung Ruhm und Preis, ist sich ein täglicher Beweis von deiner Güte und Größe“ (EG 506.5). Sie hören freilich auch hier – und vielleicht noch deutlicher als bei Haydn –, dass dieser Ruhm und Preis der Schöpfung sich in enger Verbundenheit weiß zu seinem Schöpfer, von dessen Güte und Größe er abhängig ist. Es ist eine Entwicklung der Neuzeit, dass dieser „König der Natur“, diese „Krone der Schöpfung“ meint, sich mit ihrem Schaffen über alle Kreatur und über ihren Schöpfer erheben zu können. Forscher sprechen daher von unserer Gegenwart als der Erdzeit des „Anthropozän“. Mit dieser Bezeichnung „Anthropozän“ machen sie deutlich, dass die menschliche Spezies in einer ganz neuen Weise zum geophysikalisch wirksamen Phänomen geworden ist, welches den Verlauf der Erdgeschichte nachhaltig prägen kann. Nicht mehr die natürliche Evolution, die sich aus der sich selbst steuernden Organisation komplexer Ökosysteme ergibt, prägt die gegenwärtige Entwicklung der Erde, sondern die vom menschlichen Intellekt beherrschte Form der Kultur mit der ihr zugehörigen kulturellen, technologischen und zivilisatorischen Evolution. Erstmals in der Geschichte unseres Planeten sind wir Menschen zu einem, wenn nicht dem entscheidenden Faktor der Evolution geworden, fähig, andere Geschöpfe in ihrer Existenz komplett auszulöschen und ganze Ökosysteme zu vernichten.

Können wir also im Zeitalter des Anthropozäns den Menschen noch so unvoreingenommen als „der Schöpfung Ruhm und Preis“, als „Krone der Schöpfung“ bezeichnen? Viele zweifeln daran ob der Katastrophen, die Menschen über diese Erde gebracht haben: In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts haben zwei Weltkriege menschliches Leid in einem bis dahin unvorstellbaren Ausmaß hervorgerufen – bis hin zur Massenvernichtung. Die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts wird wohl in die Geschichte als

die Zeit eingehen, in der es die Menschheit versäumt hat, ihre negativen Einflüsse auf die Ökosysteme unserer Erde zu begrenzen – und so zu einem massiven Artensterben und zu einem heftigen Klimawandel geführt hat. Der Mensch: also eher der Schöpfung Verderben als ihre Krone?

Mensch und Natur in den biblischen Texten

In den biblischen Texten nimmt der Mensch innerhalb der Schöpfung immer wieder eine besondere Stellung ein. Die Schöpfungserzählungen sprechen von den Menschen als „Ebenbild“ Gottes (1. Mose 1,27), als Gegenüber zu Gott und den anderen Geschöpfen. Die Menschen werden dargestellt als Statthalter Gottes, die seinen Garten bebauen und bewahren (1. Mose 2,15) beziehungsweise über seine Geschöpfe herrschen sollen (1. Mose 1,28).

Wir Menschen stehen in Beziehung zu Gott, das zeichnet uns gegenüber den anderen Geschöpfen aus. Über deren Beziehung zu Gott erfahren wir in der Bibel eher wenig – dass sie nicht ohne Bezug zu ihrem Schöpfer sind, lässt sich allerdings vermuten: Jesus betont, dass Gott sich auch um Vögel und Lilien kümmert (Lk 12,24-27), Bileams Eselin nimmt den Boten Gottes früher wahr als Bileam selbst (4. Mose 22).

Aus dieser besonderen Stellung des Menschen eine Überhöhung des Menschen zu folgern, wäre aber verfehlt. Das biblische Menschenbild von einem nüchternen Realismus geprägt: Die Welt ist nicht so paradiesisch, wie sie auf den ersten Seiten der Bibel erscheint. Die Arbeit auf dem Feld ist mühsam (1. Mose 3,17), Neid herrscht zwischen den Menschen, der sogar zum Brudermord führen kann (1. Mose 4). Die Beter der Psalmen stellen daher nüchtern fest: „Unser Leben währet siebzig Jahre oder achtzig Jahre und ist doch nur vergebliche Mühe“ (Ps 90,10) und staunen: „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, das du dich seiner annimmst?“ (Ps 8,5).

Es ist dieses Staunen über die Vielfalt und Weite der „Natur“ oder gar des Universums, das immer wieder zudem Lob Gottes als des Schöpfers führt. Die Betenden finden durch diesen Lobpreis zugleich Orientierung in einer für sie mitunter unübersichtlichen und bedrohlichen Welt: „Mit Fluten decktest du das Erdreich wie mit einem Kleide, und die Wasser standen über den Bergen. Aber vor deinem Schelten flohen sie, vor deinem Donner fuhren sie dahin. Die Berge stiegen hoch empor, und die Täler senkten sich herunter zum Ort, den du ihnen gegründet hast. Du hast eine Grenze gesetzt, darüber kommen sie nicht und dürfen nicht wieder das Erdreich bedecken.“ (Ps 104,6-8)

Das ambivalente Verhältnis von Mensch und Natur bis zur Industrialisierung

In den beiden letztgenannten Schöpfungspsalmen wird deutlich, wie ambivalent das Verhältnis von Mensch und Natur ist. Bis in das 19. Jahrhundert hinein sind die Worte am Ende der biblischen Geschichte vom Fall der Menschheit für die Menschen unmittelbar vertraut: „Mit Mühsal sollst du dich von dem Acker nähren dein Leben lang. Dornen und Disteln soll er dir tragen, und du sollst das Kraut auf dem Felde essen.“ (1. Mose 4,17f) Die Natur widerstrebt dem Kulturschaffen der Menschen, Dornen und Disteln machen die Arbeit auf dem Feld mühsam, wilde Tiere bedrohen sie und ihre Herden. Blitz und Donner, Hagel und Dürre sind Katastrophen, gegen die sich die Menschen nur schwer wehren können.

In der abendländischen Tradition begegnet daher seit der Antike der Gegensatz von Natur und Kultur: Siedlungsräume oder Kulturland sind die Gebiete, die Menschen der Natur abgerungen haben und gegen sie verteidigen müssen. Gerade mit den bedrohlichen Regionen der Erde verbinden sich Sagen und Legenden, in denen zum Beispiel die Bergwelt der Alpen als Sitz der Dämonen und des Verderbens

beschrieben wird. Die Behörden der Stadt Luzern konnten noch im Jahr 1387 den Mönch Nikolaus Bruder und fünf seiner Begleiter mit Gefängnis bestrafen dafür, dass sie eine Besteigung des mythenumrankten Pilatus versucht hatten. Es sind die geistesgeschichtlichen Strömungen des Humanismus, der Aufklärung und der Romantik, die ein verändertes Verständnis des Menschen in seiner Umwelt bewirken – und nicht nur dem Alpinismus zum Durchbruch verhelfen.

Forscher des Mittelalters nähern sich der wissenschaftlichen Wahrnehmung der Natur mit dem Interesse, darin die Gesetzmäßigkeiten des Handelns Gottes zu erkennen (vgl. Ps 104,24) – und so einen Beweis für die Existenz Gottes zu erbringen. Die Möglichkeit solch eines physikotheologischen Gottesbeweises wurde durch David Hume und Immanuel Kant zwar widerlegt, doch war durch diese Forschungen der Grundstein für ein neues Verhältnis zwischen Mensch und Natur gelegt.

Mit der zunehmenden Erforschung der Gesetzmäßigkeiten der Natur nämlich wird vorher Bedrohliches nunmehr erklärbar und beherrschbar. Johann Wolfgang Goethes Bericht von seiner Italienreise bietet einen wunderbaren Einblick, wie sich in diesen vorindustriellen Zeiten Staunen über die Natur und Erklären der Natur verbinden.

Erst mit der aufkommenden Industrialisierung beginnen sich die Menschen als Herrscher über die Natur zu erheben – und zur immer größeren Bedrohung für das Überleben einer Vielzahl von Arten werden. Aufgrund des technologischen Fortschritts scheinen die Gefahren der Natur beherrschbar, ja mehr noch, durch Kunstdünger und Genmanipulation scheint diese selbst nach menschlichen Wünschen und Vorstellungen gestaltbar. Zu Beginn des dritten nachchristlichen Jahrtausend versteht sich der Mensch also streng genommen nicht mehr „König der Natur“ oder „Krone der Schöpfung“, sondern als Beherrscher der Natur oder Macher im Gegenüber zur Schöpfung. Das ist ein wichtiger Unterschied zu Haydn oder Gellert.

Mitgeschöpflichkeit als Leitmotiv im Zeitalter des Anthropozän

Aber wie belastbar ist eigentlich dieses Wort vom Menschen als Krone der Schöpfung? Es lohnt sich, noch einmal auf die biblischen Schöpfungstexte zu sehen: Ja, der Mensch ist von Gott mit Herrlichkeit gekrönt (Ps 8,6), aber die Krone der Schöpfung ist er nicht! Der dramaturgische Höhepunkt der Schöpfungserzählung des ersten Buches der Bibel ist nicht die Erschaffung des Menschen, es ist der Sabbat. Die Gliederung folgt ja dem sehr klaren Sieben-Tage-Schema – und erst am siebten Tag ist das Schöpfungshandeln Gottes vollendet. Diese Vollendung besteht aber darin, dass Gott sich zurück lehnt und in Ruhe noch einmal alles ansieht, was er geschaffen hat. In der Ruhe des siebten Tages ist die Schöpfung geheiligt – eine politisch durchaus brisante Botschaft an das Volk Israel, das zu der Entstehungszeit des Textes als Fremdarbeiter in Babylon Tag für Tag schuftete.

Eine politisch brisante Botschaft aber vielleicht auch für uns heute: Wenn wir uns Zeit nehmen, uns zurück zu lehnen und die Welt um uns herum zu betrachten – werden wir dann nicht ins Staunen kommen über die Vielfalt des Lebens um uns herum, auch darin wieder den Betern der Psalmen verbunden: „Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!“ (Ps 104,24) Werden wir dann nicht achtsamer umgehen mit unseren Mitgeschöpfen? Und uns an die Grenzen unseres Mehr-Haben-Wollens, Mehr-Wissen-Wollens und Neu-Schaffen-Wollens erinnern, von denen Uriel in Haydns Schöpfung singt?

Ich plädiere daher dafür, uns im Zeitalter des Anthropozäns weniger als „Krone der Schöpfung“ und mehr als „Geschöpf unter Mitgeschöpfen“ zu verstehen. Sicher: Die besondere Beziehung zu Gott zeichnet uns Menschen vor den anderen Mitgeschöpfen aus. Aber sie ist Zuspruch und Anspruch Gottes an uns zugleich. Zuspruch, weil Gott uns zutraut, als seine Statthalter auf Erden die Mitwelt zu gestalten. Anspruch, weil er uns damit Verantwortung für das Leben unserer Mitgeschöpfe überträgt.

Um Kriterien dafür zu formulieren, wie Menschen diese Verantwortung gegenüber ihren Mitgeschöpfen wahrnehmen können, lohnt es sich, auf einen der großen Gelehrten des letzten Jahrhunderts zu rekurrieren, den Arzt und Theologen Albert Schweitzer. Seine Theologie der „Ehrfurcht vor dem Leben“ basiert auf der Erkenntnis: „Ich bin Leben, das leben will, inmitten von Leben, das leben will.“ Die Tatsache, dass alle Geschöpfe gleichermaßen von Gott geschaffen sind, führt zu der Verantwortung der Statthalterinnen und Statthalter Gottes auf Erden, in ihrem Kulturschaffen Lebensraum für alle Geschöpfe zu ermöglichen und zu bewahren.

„Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“, so fragen die Beter des 8. Psalms. Er ist „Leben, das leben will, inmitten von Leben, das auch leben will“, um es mit Albert Schweitzer zu sagen. Er ist Geschöpf unter Mitgeschöpfen in der Verantwortung der Fürsorge für alle Kreatur. Der Mensch als Ebenbild und Statthalter Gottes hat die Freiheit zum Kulturschaffen und zur Veränderung der Natur, aber diese Freiheit hat ihre Grenze in der Verantwortung für alle Kreatur. Menschliches Leben, das auf Dauer auf Kosten des Lebens(-raumes) anderer Geschöpfe lebt, kann vor Gott auf Dauer keinen Bestand haben.

Dieser Aufgabe, Statthalter Gottes in seinem Garten zu sein, können wir nur gerecht werden, wenn wir uns daran erinnern, dass nicht wir die Krone der Schöpfung sind, sondern der Sabbat – dazu geschaffen, in Ruhe die Wunder der Schöpfung wahrzunehmen und unseren Schöpfer zu loben. So, wie auch Haydn's Oratorium im Schlusschor endet:

„Singt dem Herren alle Stimmen!
Dankt ihm alle seine Werke!
Laßt zu Ehren seines Namens
Lob im Wettgesang erschallen!
Des Herren Ruhm, er bleibt in Ewigkeit!
Amen!“

*Kirchenrat PD Dr. Wolfgang Schürger ist Landeskirchlicher Beauftragter für Umwelt- und Klimaverantwortung der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern.
www.umwelt-evangelisch.de*